

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

14 (17.1.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 5

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 5. Karlsruhe, Freitag den 17. Januar 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 5:
Das verpaßte Staatskleid. Carnegie ohne Maske. — Eine Volksversammlung in Neufeland. — Würdige Totenhallen. — Allerlei. — Eingegangene Bücher. — Für unsere Frauen.

Das verpaßte Staatskleid.

Mit dem schwingvollen Gange, den der Herr Ministerpräsident sich seit neuerer Zeit angewöhnt hat, durchschreitet er am Donnerstag früh die Halle des Hauptbahnhofs. An seiner Linken mit flatternden Rockschößen, das Glas ins Auge geklemmt, der unentbehrliche Legationsrat. Hinter ihm mit dem Koffer in der Hand der neue Kammerdiener aus Italien. In der Nähe des Gepäckhalters halten Se. Erzellenz den schwebenden Schritt an und gerufen dem Kammerdiener zu befehlen: „Geben Sie das Gepäck auf, auf Freitags nach Stuttgart, es kostet nichts!“ Eine tiefe Verbeugung und der Kammerdiener trägt die kostbare Last, der Koffer mit der Staatsuniform und den schimmernden Vertrauensbeweisen des Regenten, an die Gepäckförderungsstelle.

„Auf Freitags nach Stuttgart,“ näselte er den Beamten an und geht stolz davon, jeder Zoll ein Kammerdiener eines großen Herrn.

„Auf zwei Starten nach Stuttgart,“ sagt der Mann in der Abfertigung und schiebt dem Beamten im Schalter den Schein zur Abrechnung hin.

S. 52, Abfahrt 8 Uhr 22 nach Stuttgart, steht bereits am Perron. Erzellenz und Herr Legationsrat belieben noch nicht Platz genommen zu haben.

Herr Legationsrat schwanzelt um seinen erhabenen Chef wie ein girrender Tauberschiff um seine Ermähle.

In cherebistigem Abstand stehen, mit weißen Baumwollhandschuhen an den Händen, die Gewaltigen des Bahnhofs, die Verachtung der hohen Personen höchstselbst zu übernehmen.

„Bitte einsteigen!“ erschallt längs der Wageneihe. Da kommt ein Mann aus der Gepäckabteilung schnaufend an den Packwagen und schreit: „Das Kofferle da aus Stuttgart muß heraus, der Kuli hat sein Gepäcklein net abgeholt.“

Und der Koffer Seiner Erzellenz fliegt mit elegantem Schwunge wieder aus dem Packwagen heraus. Die Schiebefeür raffelt zu. S. 52 pfucht davon.

Einer der Bahnhofsobersten sieht den schweigenden Mann mit dem Koffer vorbegehen und hält ihn an.

„Was haben Sie da?“
„Ein Kofferle, für das die Expeditionsgebühr nicht bezahlt worden ist.“

Der Bahnhofsvorsteher tritt hinzu. Stiefelweis schreit er: „Um Gotteswillen, das ist ja der Koffer Sr. Erzellenz des Ministerpräsidenten mit der Staatsuniform für die Weisung Aiberlen-Wächters!“

Händeringen, schweißtreibende Aufregung, Herbeiholung des Eisenbahnpräsidenten. Der hat die erlösende Idee. „Sofort muß ein Differenzbeamter mit einem Auto nach, nach Ulm telegraphieren, S. 52 stellen, bis Auto da ist.“

Der Differenzbeamte langt sich das erste beste Auto am Bahnhofplatz und fort gehts mit dem Stadtkaufherr zur Fernfahrt. Bis Augsburg gehts in leidlichem Tempo. In der Fuggerstadt lassen die geographischen Kenntnisse des Münchener Chauffeurs aus. Nach langer Fersfahrt sind die Gepäckförderer Seiner Erzellenz endlich auf der Ulmer Straße.

In Ulm wartet S. 52 auf telegraphischen Anruf zwanzig Minuten über die Abfahrtszeit.

„Kein Auto kommt.“
„Das ist wieder so ä boherische Sauerei,“ schimpft der Stationschef. „Es füge derf net länger warte.“ Die Passagiere schimpfen auch. Der Legationsrat rentt sich den Schwanzentalls nach dem verpaßten Kofferle aus. Kein Auto kommt, kein Kofferträger. Die Reisenden schimpfen lauter. Weitere zwanzig Minuten vergehen.

Fünf Viertelstunden vergehen. Die Passagiere drohen handgemein zu werden mit dem Personal.

„Nicht geht mir die Geduld aus,“ brüllt der Stationschef, „mag dem Ministerle sei Kofferle beim Teufele sei.“ S. 52 dampft ohne den Koffer Seiner Erzellenz fort. Es ist 12 Uhr 8.

Mühe und Sauberkeit. Einige lebten in geradezu furchtbarem Wohnungselen d. Von den befragten Mädchen waren 32,2 Prozent ohne eigenes Bett, sie mußten es mit der Mutter oder Geschwistern teilen. Das ist bezeichnend für die Armut der Familien, aus denen die Verkäuferinnen stammen. Auf einen Haushalt fielen durchschnittlich 2,9 Räume, und zwar

in bürgerlichen Familien mit Vater	4,00 Räume
in Arbeiter-	2,95 Räume
in ehelichen	2,16 Räume
in unehelichen	2,10 Räume

Aus dem ausführlichen Kapitel über die Wohnungen der Familien der jungen Verkäuferinnen ist klar zu ersehen, wie groß die Kluft zwischen ihrem „zu Hause“ und ihrer Arbeitsstätte und deren Publikum ist. Die Mängel der Lehre können nach Dr. Mendels Ansicht nur durch Zwangsschulen behoben werden. Mindestens ebenso notwendig ist die Zusammenfassung der Verkäuferinnen in einer guten Organisation, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Berufsgenossinnen anbahnt und für angemessene Bezahlung und Arbeitszeit sorgt. Wo die Verfasserin die gewerkschaftliche Organisation der Verkäuferinnen — den Zentralverband der Handlungsgehilfen und -Geheulinnen — erwähnt, da wird sein Einfluß lobend anerkannt. Nach den Verträgen des Zentralverbandes mit einigen Warenhäufern in München muß ein Teil des Personals in den stillen Sommermonaten abwechselnd um 7, in einem Betrieb um 1/2 Uhr entlassen werden. — Die Ueberstunden der Lehrlinginnen werden fast nie bezahlt — abgesehen von einem Kaufhaus, das laut Vertrag mit dem Zentralverband pro Ueberstunde 60 Pf. zu zahlen verpflichtet ist. Die meisten kaufmännischen Vereine sind gegen die Aufstellung von Tarifen. Der Zentralverband tritt für Verträge ein und hat durch solche in München mehrmals abgeschlossen. Bei Dr. Mendels Erhebung gehörte nur 3 Lehrlinginnen einem Fachverein an, alle 3 dem Zentralverband. Im Jahre 1910 zählte der Zentralverband in München 513 Verkäuferinnen, das waren neun Zehntel der überhaupt in München organisierten Verkäuferinnen. Wögen die Mitglieder für eine Verstärkung der Organisation sorgen. Das ist das beste Mittel der Ausbeutung der Lehrlinginnen und späteren Verkäuferinnen entgegenzuarbeiten.

Studentinnen als Zugtiere. Aus Rußland wird folgendes gemeldet: Ein Gefängnisdirektor, der mit seinen weiblichen Gefangenen unzufrieden war, hatte sich eine ganz außerordentliche Strafe erdacht. Seine hauptsächlichsten Gefangenen waren Studentinnen, die sich politischer Vergehen schuldig gemacht hatten. Die Studentinnen und andere Frauen, die seiner Gewalt unterstellt waren, wurden zu sechs oder acht vor seinen Wagen gespannt und mußten hier die Zugpferde ersehen, wenn er irgend welche Ausfahrten unternahm. Er selbst stand dabei hochauferichtet in seinem Wagen, hielt in der linken Hand die Zügel, in der rechten Hand eine russische Peitsche und trieb mit breitem Lachen und frechen Schimpfen die Frauen an. Nicht selten klatschte dabei auf irgend eine Frau, die entweder schwach geworden war oder die seine Liebe nicht erwidert hatte, die Peitsche hernieder. Dieses Bild war selbst für das schwärzeste Rußland zu arg. Anfangs murkten die Bauern. Aber niemand wagte es, irgend ein lautes Wort gegen den gewaltigen Mann zu sagen, da er sich nur den Zorn des Wladikobers zugezogen hätte. So hatten die Bauern fast täglich den Anblick dieser empörenden Roberei. Endlich faßten sich mehrere ein Herz und sandten an den Gouverneur eine Darstellung des Falles. Der Gouverneur untersuchte die Angelegenheit und von diesem Tage an untrüblich die Fahrten, bei denen die Frauen die Zugtiere spielen mußten. Man hat aber bisher noch nichts gehört, daß der Gefängnisdirektor, der sich solche haarsträubenden Uebergriffe zuschulden kommen ließ, bestraft oder seines Amtes entsetzt worden wäre. Schon früher erzählte man sich, daß in dem Gefängnis das diesem Direktor unterstellt ist, die haarsträubendsten Mißhandlungen von Frauen vorkommen sollen, ohne daß bisher jemand dagegen einschritt.

Frauenlöhne in Frankreich. Der französische Arbeitsminister hat Ermittlungen über die Zahl der Arbeiterinnen, Angestellten und Dienstmädchen und ihre Löhne in Frankreich angestellt. Die Gesamtzahl der weiblichen Erwerbstätigen betrug 4 160 000; davon entfallen auf die Arbeiterinnen in der Industrie 1 337 000, Hausarbeiterinnen 540 000, Arbeiterinnen im Handel 1 208 000, Angestellte 296 000, Dienstmädchen 772 000. Als Durchschnittstageslohn wurden 2,20 Francs ermittelt = 1,76 Mark. 1,76 Mark ist sehr wenig. Bedenkt man doch, daß ein erheblicher Teil der arbeitenden Frauen unter dem Durchschnitt verdient, so kann eine geradezu erbärmliche wirtschaftliche Lage der Arbeiterinnen konstatiert werden. Von allen europäischen Ländern steht Frankreich mit 53,3 Proz. erwerbstätiger Frauen an der Spitze.

Der Preis der 12 Seiten starken Nummer ist 10 Pf. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag J. S. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Kolportageuren zu beziehen.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns soeben Nr. 8 des 23. Jahrganges zugegangen.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Jahresabonnement 2,60 Mk.

Für unsere Frauen.

Die Leiden der jungen Verkäuferinnen.

Eine verdienstvolle und verhältnismäßig objektive Arbeit in dem kürzlich erschienenen Buche von Dr. Käthe Wendt, „Mündener jugendliche Labnerinnen zu Hause und im Beruf“, liegt jetzt vor. Bezüglich der Angaben auch nur auf München, so sind die Verhältnisse in den übrigen Großstädten nicht viel anders, und in kleineren Orten sind sie womöglich noch trauriger. Die große Verschiedenheit des Milieus, aus dem die Mädchen stammen, das gering entwickelte Klaffengefühl, die durch den Beruf gegebene Isolierung von der großen Menge der Arbeitsgenossen, die Hoffnung, den Beruf nur vorübergehend auszuüben, all das läßt den Organisationsgedanken nur sehr schwer unter den Mädchen Verbreitung finden. Es zeigt sich die Erscheinung, daß die Lehrlinginnen im Handelsgewerbe immer stärker aus dem Proletariat, immer weniger aus den bürgerlichen Ständen sich rekrutieren. Nur 1 Prozent der Mädchen hatte eine höhere Mädchenschule besucht, die übrigen stammten aus der Volksschule. Das Alter der Lehrlinginnen schwankt zwischen 12 und 19 Jahren. Immer zahlreicher werden die 13- bis 14jährigen, immer seltener die 17-19jährigen Lehrlinginnen.

Im Vergleich mit den Ergebnissen anderer Umfragen der letzten Jahre ist die durchschnittliche Dauer der Lehrzeit in München relativ hoch. Bei zwei Dritteln der Mädchen betrug die am Anfang festgesetzte Lehrzeit zwei Jahre. Wie wenig praktische Bedeutung die Festsetzung der Lehrzeit hat, beweist die Tatsache, daß bei Innehaltung der Vereinbarungen von 316 Mädchen schon 287 im Alter von 16 Jahren und darunter, also im fortbildungsschulpflichtigen Alter, ausgemerkt hätten. Doch äußerten die meisten Chefs, ein fortbildungspflichtiges Mädchen könne noch nicht Verkäuferin sein. Das Gehalt der sogenannten Lehrlinginnen ist äußerst niedrig, es wird nicht als Lohn für die Tätigkeit angesehen, sondern als Taschengeld. Das Durchschnittsgehalt betrug im ersten Jahre 8,33 Mk., im zweiten 17,20 Mk. und im dritten 30,65 Mk. monatlich. Doch kommen auch höhere Gehälter vor, im ersten Jahre bis zu 30 Mk., im zweiten bis zu 35 Mk. und im dritten Lehrjahre bis zu 55 Mark. Diese verhältnismäßig gutbezahlten Stellen sind aber fast nur im Konsumverein anzutreffen, der gemäß dem mit dem Zentralverband der Handlungsgehilfen geschlossenen Tarif Anfangsgehälter an Lehrlinginnen zahlt, wie sie sonst nirgends vorkamen, wie Dr. Wendt lobend hervorhebt. Die Groß- und Mittelbetriebe zahlen im Durchschnitt höhere Gehälter als die Kleinbetriebe, in denen sich aber die meisten Verkäuferinnen aus Arbeiterkreisen finden, da die Kleinbetriebe gleich von Anfang der Lehrzeit an kleine Gehälter geben, dann aber sehr langsam aufsteigern.

Nach Abzug der Pausen betrug die Arbeitszeit durchschnittlich 10-11 Stunden. Aber auch Arbeitszeiten von 11 bis 12 Stunden kamen reichlich, solche von 12-13 Stunden immerhin noch öfter vor. Vereinzelt fanden sich dann noch 13-15stündige Arbeitszeiten. Zwei Drittel der Mädchen hatten eine Arbeitszeit von 10-12 Stunden. Am schlechtesten waren die Mädchen daran mit freier Station. Da hier die Arbeitsbereitschaft während des Essens nicht unterbrochen wurde, so betrug die Arbeitszeit nie unter 12, meistens 13-15, ja in einigen Fällen bis 16 Stunden. Mit wachsender Größe des Betriebes sinkt die Arbeitszeit. Die Mißstände der „freien Station“ zeigen sich nicht nur in der langen Arbeitszeit, sondern auch in schlechten Wohn- und Kostverhältnissen. Ueberhaupt galt das Lehrlingmädchen mit freier Station vielfach als Hilfsdienstmädchen. Es mußte beim Kochen, Abwaschen, Spülen helfen und hatte tagsüber nicht eine einzige freie Minute für sich.

Mehrmals berichteten Mädchen, daß sie noch nach zwei Jahren niemals zum Verkaufen gekommen sind. Sie müssen den Fußboden aufwischen und einölen, Defen heizen, Fenster putzen, die älteren Verkäuferinnen bedienen, beim Auspacken des Waggons an der Bahn und der Kisten am Lager helfen. Waren vom Laden in den Keller transportieren. Dr. Wendt erzählt, daß die Mädchen oft abends, vor Müdigkeit moeinend, kaum noch das Essen einzunehmen imstande waren. Und auch zu Hause fanden viele der Mädchen nicht die nötige

Er verzweigte den Streikenden nicht nur die rüchfändige Böh-
nung, sondern er verjagte sie mit Frauen und Kindern aus den
von ihnen bewohnten Baracken, die auf seinem Boden standen.
Diese Gewaltmaßregel wurde nicht ohne blutige Kämpfe durch-
geführt, denn die in Carnegies Diensten stehenden Privat-
krieger machten von ihren Schusswaffen ausgiebigen Gebrauch.
Gleichzeitig ließ er auch in Newyork eine aus 700 Mann be-
stehende Privatmiliz anwerben, welche vom Chioctrom aus
Booten gegen die Ausständigen schob. Die Angegriffenen
setzten sich zur Wehr und es entspann sich eine wahrhafte
Schlacht, nach der 60 Polizisten und 200 Arbeiter teils tot,
teils verwundet die Walstatt bedeckten. Das Nachspiel der blu-
tigen Homesteadaffäre war ein Miesenprozeß, in dem Carnegie
und seine geborgenen Mörder freigesprochen, die Streikführer
dagegen zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Jahr
um Jahr mehrten sich die Gewinne der Carnegie-Werke, aber
den vielen tausend Angefertigten wurde niemals auch nur eine
fünfprozentige Rohnerhöhung bewilligt.

Nun aber ist das organisierte Proletariat Amerikas ein
denkendes Proletariat geworden und laßt ob der größten
Rolle, in der sich Carnegie als Arbeiterfreund und Weltverbesserer
gefällt. Quält vielleicht der hundertfache Arbeitermord von
Homestead des altgewohnten Sahlkönigs Gewissens und ist ihm
kein Preis zu hoch, um die Öffentlichkeit zu beschwichtigen, so
ist doch seine Auffassung des Wohlstands gewiß eine sonderbare.
Seine Millionenstiftungen sind — man möchte sagen — ohne
Seele, sie helfen keinem gefühlten Bedürfnis ab, es mangelt
ihnen die Erkenntnis des wirklich Notwendigen. Der Löwen-
anteil seiner Millionenstiftungen ist zahlreichen Erziehungs-
anstalten und Bildungsinstituten zugefallen. Die Vereinigten
Staaten von Amerika mit ihren 90 Millionen Einwohnern be-
sitzen nicht weniger als 495 Universitäten, von denen 247 offi-
ziell anerkannt sind, also doppelt so viele als Europa mit seinen
400 Millionen Einwohnern. Unter so vielen Schulen, von
denen die Hälfte Privatunternehmen sind, entwickelte sich not-
wendigweise eine häßliche Konkurrenz, da eine „Bildungs-
stätte“ der anderen den Rang ablaut und den Schülern eine
möglichst rasche Studienbeendigung in Aussicht stellt.

Es gibt nicht eine einzige Carnegie-Stiftung, die den armen
Arbeiter zugute kommt. Seine Freibibliotheken schließen ihre
Porten zu einer Zeit, da das Proletariat aus den Fabriken
strömt und sich zum Abendbrot begibt. An ihre schlechtbezahlten
Arbeiter haben die schenktreudigen Rockefeller und Carnegies
keinen Augenblick gedacht. In Newyork und Chicago sowie in
allen größeren Industriestädten Amerikas herrscht ein solcher
Mangel an Freibibliotheken und öffentlichen Lesehallen, daß
nach einer Vermehrung solcher Bildungsinstituten kein notwen-
diges Bedürfnis besteht. Auch die „Heldenfonds“-Stiftung Carnegies
ist ein kurioser Ausdruck seiner philantropischen Ideen.
Ein von Carnegie eingesetztes Komitee verteilt an „würdige
Lebensretter“ ein geringes an Geld und eine große, die Wüste
des Stiffers zehrende Medaille. Ueber den ethischen Wert dieser
Stiftung läßt sich streiten. Werwollen Menschen, wahrhaften
Lebensrettern ist ihre wätere Tat schon Lohn genug; derauf-
tügen großprobahlerischen Auszeichnungen werden sie immer aus
dem Wege gehen. Und die Geretteten? Es sind meist „Selbst-
mörder“, die aus materieller Not die Daseinsbürde abzuschüt-
teln veruchten; aus Feuersbrunst und Sturmflut Geborgene,
deren Habe vernichtet ist. Diese Armen und Bedrückten aufzu-
richten ist aber keineswegs die Aufgabe des „Heldenfonds“. Mit
der „Tapferkeitsmedaille“ hat also Carnegie sich selbst ein Den-
mal gesetzt. Die letzten zwei Großtaten Carnegies sind die
Erbauung des Friedenspalastes im Haag, der, aus Granit und
Stahl gefügt, vielleicht eine Zeit erleben wird, in der Bruder-
mord und Völkermord für immer ausgerottet sind, und die Stif-
tung einer ansehnlichen Pension für Ex-Präsidenten Amerikas
oder deren Witwen.

In Newyork gibt es ein stetig fluktuiendes Arbeitslosen-
heer von hunderttausend Mann; man frage sie, ob auch nur
einem von ihnen von den Carnegieschen Millionenstiftungen ein
Wissen Brot abgefallen ist.

Das ist in Wahrheit das Jamersantlich dieses typischen Ver-
treters unedter Menschenfreundlichkeit. In seinen Millionen
hebt das Blut von hundert gemordeten Arbeitern und das den-
kende Proletariat wird dem erkünstelsten Enthusiasmus der
bürgerlichen Presse fast gegenübersehen, die dem „größten
Wohlthäter aller Zeiten“ Weihrauch streut.

Eine Volksversammlung in Neuseeland.

Der Radwagen als Rednertribüne.

Aus der englischen Kolonie Neuseeland in Australien wird
dem „Vorwärts“ geschrieben: Man muß unwillkürlich einen
Vergleich zwischen unserem lieben Preußenlande und den eng-
lischen Kolonien ziehen, wenn man sieht, was für eine vernünf-
tige Stellung die Regierung und die Polizei des englischen Aus-

landes der sozialistischen Bewegung gegenüber einnimmt. Vor-
men wir nur einmal eine öffentliche Versammlung als Beispiel!
Ich hatte Gelegenheit, einer solchen in Wellington, der Haupt-
stadt Neuseelands, beizuwohnen. Die Versammlung wurde
einige Tage lang durch Maueranschläge usw. angeklümpelt und
sollte die Sache der augenblicklich streikenden Minenarbeiter
unterstützen. Als Ort war der große Platz vor der Hauptpost-
gewählt worden, wo einige tausend Menschen zusammenkommen
können, ohne den Verkehr zu stören.

Von Abperrung keine Spur — man sah nur die hier stets
postierten zwei oder drei Schutzleute — ohne Säbel und Wou-
ningpistole — friedlich mit einigen Arbeitern plaudern, die vor
der Zeit gekommen waren. — Die Masse sammelte sich langsam
an und eine von der Arbeiterunion gestellte Musikkapelle ließ
lustige Weisen erklingen, um die Gekommenen zu unterhalten und
die Säunigen anzuladen.

Zur festgesetzten Stunde kam ein offener Radwagen, der
in der Mitte des Platzes Halt machte und den Rednern als
Plattform diente. Nach der üblichen Einleitung ergriß der Vor-
sitzende der Arbeiterunion das Wort. Ein etwas angeäußelter
Arbeiter, der vor der Plattform stand, wurde von den wartigen
Worten des Redners so begeistert, daß er auf den Wagen klet-
terte und ihn umarmen wollte. Mit großer Mühe, aber auf
friedliche Weise, brachte man ihn wieder herunter und . . . setzte
einige kleine Kinder auf den Wagen. Niemand störte mehr den
Redner, die Kinder waren der beste Schutz.

Ein zweiter Redner folgte. Mitten in seiner Ansprache
wurde er vom Vorsitzenden unterbrochen und darauf aufmerksam
gemacht, daß gerade ein Leidenzug die Straße passierte. Die
Männer hatten bereits die Köpfe entblößt, und der Redner ent-
schuldigte sich, daß er den Zug nicht rechtzeitig bemerkt und seine
Ansprache unterbrochen hätte.

Inzwischen war es an einem Ende der Versammlung zu
Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern anderer
Unionen und den Anhängern der einberufenden Union ge-
kommen. Es wurde so laut, daß der Redner sich unterbrechen
mußte und der Vorsitzende von der Plattform sprang, um Ruhe
zu stiften. Währenddessen standen die Schutzleute hollkommen
neutral bei den Streitenden und mischten sich erst ein, als der
Vorsitzende ausdrücklich darum ersuchte. Und was taten die
Schutzleute? Sie nahmen die Streikenden nicht etwa beim
Stragen und schleppten sie auf die Wache, zur weiteren Behand-
lung — nein, sie nahmen die Betreffenden ruhig beiseite und
machten ihnen klar, wie sehr sie der eigenen Sache Schaden zu-
fügten, wenn sie das Programm der Versammlung störten. Das
half und die Ordnung war hergestellt ohne Gewaltmittel.

Der letzte Redner war ein gar streitbarer Geist, aber sehr
wichtig. Er wütete seine Rede durch allerhand treffende Seiten-
hiebe auf bekannte Regierungsmänner. Als die große Turn-
uhr ihn durch ihr Schlagen unterbrach, erinnerte er z. B. daran,
daß man feinerzeit, als der Gouverneur in Wellington war, die
Uhr stillstehen ließ, um nicht die Nachtruhe Sr. Eggellenz zu
stören. „Soviel Entgegenkommen kann eine Volksversammlung
eigentlich auch verlangen,“ meinte er, „aber leider waren wir
zu schüchtern, darum zu ersuchen.“ Allgemeines Gelächter.

Zum Schluß verkehrte er den Ministern und der bestohenen
Presse und schließlich auch noch der Polizei einige recht sattsige
Giebe, die ihm bei uns wahrscheinlich einige Monate Gefängnis
eingebracht hätten. Die Schutzleute lachten nur mit und machten
absolut keine Miene, den Redner zu unterbrechen. Zum Schluß
spielte die Musik die Marseillaise, und die Versammlung löste
sich friedlich auf.

Würdige Totenhallen!

In einer bautechnischen Zeitschrift kamen mir — so
schreibt Artur Müller im Kunstwart und Kulturwart (Halb-
monatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten,
vierteljährlich 4,50 Mk., Verlag Georg D. W. Callwey, München)
vor einiger Zeit die Abbildungen der Neubauten des Südfried-
hofes zu Leipzig zu Gesicht, deren sorgfältige und würdige Aus-
führung mich befriedigte. Die Bilder gaben Ansichten des
Außeren, sowie Innenansichten der Kapellen und Urnenhallen
usw., dagegen vermehrte ich Abbildungen der Leichenhalle und
einzelner Zellen. Der begleitende Text gab wohl eine kurze
Beschreibung der Leichenhallen und ihrer Konstruktionsart,
und wenn auch gesagt wurde, die Sargpostamente beständen aus
Kunststein und seien mit Marmorplatten abgedeckt, so
wurde auch weiter von Gusspaltböden, emailfarbengestrichenen
Wänden und Decken berichtet. Das Fehlen einer Abbildung des
Inneren einer Zelle ist ein Beweis, wie wenig wichtig die Aus-
stattung dieses letzten Aufenthaltsortes der Toten auch der hoch-
zeitliche erschien.

Gusspaltböden und emailfarbengestrichene Wände, gewiß
— es wird meist so sein, wie auf dem Johannesfriedhof in
Leipzig.

Vor einigen Jahren mußte ich nach meiner Vaterstadt reisen,
um einer neuen Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen. Es

war gegen den Tod ein erbitterter Kampf geführt worden, die
Familienmitglieder waren vollständig erschöpft. Man entschloß sich
deshalb, die Tote nach der Leichenhalle des Johannesfriedhofes
bringen zu lassen.

Durch den goldenen Sommertag, dessen Pracht und Fülle bei
der üppigen Vegetation des Leipziger Johannesfriedhofes den
schroffen Gegenatz von blühendem Leben an der Stätte des
Todes so recht zur Geltung brachte, schritt ich hin, die Tote noch
einmal zu sehen. Der Diener führte mich seitwärts durch eine
kleine Tür in die Halle. Schwarzer Gusspalt bildete den
Boden, einzelne Gummitafeln lagen darauf. Ein widerlicher
Geruch von Eßigwasser und verwehten Blumen empfing mich.
Der Beamte führte eine der nüchternen Leintüren in dem
fürchterlich trostlosen Raum auf, und indem er etwas zurück-
trat, aber die Türe offen ließ, war er unmittelbar Zeuge dieses
letzten Wiedersehens. Die Zelle, so schmal, daß man knapp um
den Sarg herumgehen konnte, hatte denselben feuchten, schwarzen
Gusspaltboden, die Wände waren nichtern, wahrscheinlich
auch mit Emailfarbe gestrichen. Platz zur Schmückung des
Raumes fehlte. Wenn man die Vertorbene in ihrem gemäch-
lichen Dorn hatte schalten sehen, so war der Anblick für einen
alten Angehörigen grauhaft. Ich verließ aufs tiefste verlekt
die Halle. Es mag hart klingen, aber ich habe manches mo-
derne — Schlachthaus gesehen, dessen Kühlräume geschmackvoller
und freundlicher ausgestattet sind, als die Zellen der Leichen-
halle von St. Johannes in Leipzig.

Tausende und Abertausende von Familien müssen ihre
Toten sofort hergeben und nach den Leichenhallen schaffen, weil
die bestehenden Geleise es verlangen, und Tausende und Aber-
tausende werden beim Anblick der trostlos ausgestatteten „Kühl-
zellen“ dieselben Gefühle durchleben.

Man baut „pompöse“ Gassen und Wandelgänge, großartige
Eingangsräume und Kapellen, aber für die Leichen, in
der nur zu oft ein letzter Abschied genommen wird, hat man
nichts übrig.

Obwohl untre musikalische Industrie durch ihre Erzeugnisse
Gelegenheit gibt, solche Räume nicht nur hygienisch einwan-
dler, sondern auch künstlerisch durchaus würdig auszugestalten,
behefen sich untre Architekten noch immer mit Gusspalt und
Emailfarbenaufstrich. Artur Müller.

Dazu bemerkt Ferdinand Avenarius:
Diese Mahnung des bedeutenden Architekten ist auch meinen
Beobachtungen nach fast überall in Deutschland am Platze. Als
wenn man bei der neuen ästhetischen Durchdringung unfres
Lebens die Totenhallen vergessen hätte — wahrhaftig kein gutes
Zeichen für die Tiefe unserer Kultur! Aber auch die kurze An-
deutung über das tastlose Benehmen der Angehörten trifft einen
Punkt, auf den die Vorgesetzten solcher durch das ihnen Alltägl-
liche gleichgültig gemachter Leute fast allerorten besser achten
sollen! Ich fürchte: die Geistlichen ahnen meistens gar nicht, wie
strebend sich Subalternbeamte in ihrer Abwesenheit benehmen
können.



Was hat Filchner erreicht? Ueberraschend schnell ist Fil-
chner, der Leiter der Deutschen Antarktischen Expedition, aus den
südlichen Eismeer nach Buenos Aires zurückgekehrt. Die Nach-
richten über die wissenschaftlichen Resultate sind freilich noch
zu kurz und lafonisch, um bereits endgültig gewürdigt werden
zu können. Soviel scheint aber sicher zu sein, daß Filchner
trotz der Kürze der Zeit recht vom Glück begünstigt gewesen ist.
Er hat unter 76 Grad 35 Minuten südlicher Breite und 30 Grad
westlicher Länge Land entdeckt, das er Prinz-Moran-Land
benannt hat, und zwar Land von sehr bedeutender Aus-
dehnung. Erstreckt es sich doch, wie gefabelt wird, südwärts
über rund 12 Breitengrade bis zu 79 Grad. Filchner drang
also 400 Kilometer weiter südlich in der Weddellsee vor als seine
Vorgänger. Noch interessanter ist beinahe der Nachweis einer
diesem Kontinent vorgelagerten Eisbarriere, die Filchner Kaiser-
Wilhelm-Land genannt hat. Wie das im Weddellmeer von
Filchner neu entdeckte Festland dem auf der entgegengesetzten
Seite des Südpols liegenden Viktoria-Land entspricht, so steht
auch auf der westlichen Seite der Antarktis nicht die Eisbarriere,
wie sie in Ostantarktis in der berühmten Nohbarriere vorhanden
ist. Kapitän Noh war an ihr im Februar 1842 bis zu 78 Grad
10 Min. südlicher Breite vorgebrungen; die Eisbarriere setzte
sich in weiteren Vordringen jedoch Schranken, und es dauerte sechs
volle Jahrzehnte, bevor es wieder einem Forscher, dem Nor-
weger Vorchgrevink, gelang, noch weiter nach Süden vorzu-
dringen. Vorchgrevink war auch der erste, der um die Jahr-
hundertwende die Nohbarriere errikt und auf ihr einige Meilen
weit vordrang. Der Charakter der Barriere war dem norwegi-
schen Südpolarforscher freilich noch nicht bekannt; Chadleton
erst spottete der ungeheuren Mühen, die die Nohbarriere dem
weiteren Vordringen entgegensetzte, und kam bis auf das eis-
bedeckte Hochland, das den Südpol umgibt. Hätte nicht Mangel

an Nahrungsmitteln seinem weiteren Vormarsch ein Ziel ge-
setzt, so hätte schon er sicherlich den Pol erreicht. So blieb diese
Trophäe dem Norweger Roald Amundsen vorbehalten, und er
war es auch, der das Rätsel der Nohbarriere völlig enthüllte.
Wir wissen jetzt, daß sich diese Barriere von festem Meereis,
das hoch mit Schnee bedeckt ist, 700 Kilometer weit erstreckt,
das gleichfalls Hunderte von Kilometern weit nach Süden reicht,
wo sie unmittelbar an das zirkumpolare Hochland anstößt.
Es handelt sich also um eine riesenhafte schwimmende Eisinsel
von der Größe eines ausgedehnten Landes.

In Westantarktis, wo Filchner jetzt in der Weddellsee eine
gleiche Barriere entdeckt hat, scheinen diese Verhältnisse eben-
falls vorzuherrschen. Als die Landung auf der Barriere durch-
geführt wurde, strengte nämlich eine Springsluis mehrere
Quadratmeter ab, und die Station wurde mitgerissen. Diese
wurde an Bord gerettet, das Schiff kam dann Anfang März in
eine Drift. Man wird also beinahe annehmen können, daß
auch dieses neu entdeckte Kaiser-Wilhelm-Land, das demnach
gar kein Land, sondern nur eine riesige Eismasse ist, eine sehr
bedeutende Ausdehnung besitzt, und sich im Süden an einem bis-
her noch nicht bekannten Punkt dem antarktischen Kontinent
vorlagert. In Jahresfrist wird Filchner mit einem neuen Kapitän
und ausgeruhten Mannschaften wiederum nach Süden vor-
dringen.

Ein Preis von 10 Millionen. Ein findiger Vertreter der
chemischen Technologie wird vielleicht bald Gelegenheit erhal-
ten, sich mit einem Schläge zum mehrfachen Millionär zu
machen. Ein Mitglied des Senats der Republik Chile hat näm-
lich den Antrag gestellt, einen Preis in der Höhe von 10 Mill.
Mark für die Erfindung eines Verfahrens auszugeben, mit
dessen Hilfe man aus der sogenannten Caliche und ihren Rück-
ständen den Salpeter herausziehen könnte. Die einzigtartigen
Salpeterlager in Chile, deren Ausbeutung die Haupteinnahme-
quelle für den Staat bildet, gehen einer Erschöpfung entgegen,
die zwar noch nicht so nahe vor der Tür steht, wie es schon oft
vorausgesehen worden ist, aber doch wohl spätestens in weiteren
50 Jahren eintreten wird. Die Ausichten würden sich bedeu-
tend verbessern, wenn es gelänge, auch die unreineren Schichten,
die neben salpetersaurem Natron eine größere Menge von Koch-
salz und unlöslichen Stoffen enthalten und deshalb bisher
kaum verwertbar gewesen sind, derauf zu behandeln, daß ohne
zu große Kosten der Salpeter daraus gewonnen werden könnte.
Der Wichtigkeit der Aufgabe entsprechend sind schon viele Ver-
suche nach dieser Richtung angestellt worden, die aber noch
immer nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt haben.
Für die Lösung des Problems einen Preis von 10 Millionen
Mark auszugeben, bedeutet eine starke Verlockung, aber diese
Maßnahme wäre durchaus gerechtfertigt, bedrängt doch der Wert
des in einem Jahr in Chile gewonnenen Salpeters rund 300
Millionen Mark ohne die Nebenerzeugnisse dieses Bergbaues.

Republikanische Staatsorgen. Die Regierung der neuen
Republik China geht mit ihren Reformen gar ernstlich vor.
Kaum ist die Kleidung reglementiert, so kommen auch schon
die Orden an die Reihe. Ein neuer „Orden der blühenden
Reisähre“ wurde gestiftet für gewerbliche und wissenschaftliche
Verdienste. Es gibt davon viele Klassen (9!) und mannigfache
narrische Arten der Anlegung (wie bei uns im jungen Europa,
dessen Lorbeeren China nachahmt).

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeit-
schriften können von der Partbuchhandlung bezogen werden.)

Von der „Neuen Zeit“ ist neben das 16. Heft des 31. Jah-
rganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir her-
vor: Der preussische Parteitag. Von G. Strobel. — Goldpro-
duktion und Teuerung. Von Eugen Larga (Widabest). — Die
Landtagswahlen in Württemberg. Von Erich Rohmann. —
Die Tarifbewegung in der deutschen Holzindustrie. Von Ger-
mann Rappo (Berlin-Neptom). — Der Balkanrieg und die
bürgerlichen Pazifisten. Von M. Pawlowitsch. — Der Kampf
gegen die siebentägige Arbeitswoche im Bäder- und Konditor-
gewerbe. Von A. Lantke (Gamburg). — Literarische Mund-
schau: Georges Renard und Alber Dulac, L'Evolution indus-
trielle et agricole depuis cent cinquante ans. Von G. Stiel-
loff. — Notizen: Zu den russischen Dumawahlen. Von G.
Stielloff. — Zeitschriftenschau. Von a. s.

Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch
alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolporture zum Preise
von 3,25 Mk. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei
der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne
Heft kostet 25 Pf.

Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Von „Wahren Jacob“ ist neben die zweite Nummer des
30. Jahrganges 12 Seiten stark erschienen und bringt ein gutes
Bild von der verstorbenen Roman-Schriftstellerin Minna
Kautsch.